

KAPITEL 2



Lucas

»Ruf uns bitte zwischendurch an, damit wir wissen, ob bei dir alles in Ordnung ist«, sagte Mum angespannt, während sie nervös in meinem neuen Zimmer auf und ab ging. Sie redete seit nun mehr zwanzig Minuten auf mich ein.

»Mach ich, Mum«, versuchte ich sie zu beruhigen. »Und bevor du fragst: Ja, ich weiß, auf wie viel Grad ich meine Wäsche zu waschen habe, und ich verspreche auch, mich nicht nur von Tiefkühlpizza zu ernähren.« Ich warf ihr einen spöttischen Blick zu, woraufhin sie mich stürmisch umarmte.

»Tut mir leid, Lucas«, sagte sie, das Gesicht in meiner Schulter vergraben, sodass ich ihre Stimme leicht dumpf durch mein T-Shirt hörte. »O Gott!«, sie löste sich von mir und vergrub stattdessen ihr Gesicht in den Händen. »Ich benehme mich wie eine dieser Helikoptermütter. Wieder schlang sie ihre Arme um mich. »Ich will doch nur, dass es dir gut geht«.

»Katherine, du erdrückst ihn noch«, schaltete sich mein Vater ein, der dabei war, meinen Koffer auf das schmale Bett zu hieven. »Außerdem sind wir doch ganz in der Nähe und können jeder Zeit zur Stelle sein, sollte Lucas den Toaster in Brand stecken.«

»Siehst du, Mum, sollte ich versehentlich was anzünden, seid ihr in dreißig Minuten hier und könnt der Feuerwehr höchstpersönlich zu Hilfe eilen.« Bei der Vorstellung, wie Mum, bewaffnet mit Feuerwehrhelm und Schlauch, auf einen brennenden Toaster zurannte, gluckste ich. Dads Mundwinkel zuckten ebenfalls, was sie wiederum an den Rand der Verzweiflung brachte.

Vor meiner Bewerbung für das Dev Year hatte ich lange überlegt, ob ich wirklich so nah bei meiner Familie wohnen bleiben wollte. Ob es nicht besser wäre, mal rauszukommen und den eigenen Horizont zu erweitern. Woanders wirklich zu leben und nicht nur teuren Urlaub zu machen. Vielleicht in den USA oder in Kapstadt. Aber nein. Schlussendlich musste ich mir eingestehen, dass mir der Gedanke gefiel, jederzeit zum Anwesen meiner Eltern fahren zu können, um sie zu besuchen. Und ohne meine Schwester Alice, die in der Nähe arbeitete, wäre ich ohnehin ziemlich aufgeschmissen gewesen. Etwas, das ich ihr gegenüber selbstverständlich nie zugegeben hätte.

Mein Blick huschte zu meinen Eltern und ich musste grinsen. Mum ignorierte Dads Der-Junge-schafft-das-alleine-Protest und ließ sich nicht davon abhalten, meine Hemden und Jacketts auf Kleiderbügel zu drapieren und ordentlich in den Schrank zu hängen. Dad rollte daraufhin mit den Augen, setzte sich auf den Bürostuhl vor dem Schreibtisch und drehte sich verspielt hin und her. Es war mir – wie so oft – ein Rätsel, wie diese zwei ein Millionenimperium anführen und zahlreiche Mitarbeiter leiten konnten.

Obwohl sie in ihrer Firma ziemlich eingespannt waren, hatten meine Eltern es sich nicht nehmen lassen, mich an meinem ersten Tag an die Academy of Avondale zu begleiten. Ich hatte nicht versucht zu protestieren. Klar, andere hätten es vielleicht peinlich gefunden, noch von den eigenen Eltern bis ins Zimmer eskortiert zu werden, und das mit achtzehn. Aber eigentlich war ich ziemlich dankbar dafür, dass sie hier waren und ich mich nicht allein auf dem riesigen Gelände der Academy zurechtfinden musste. Und auch wenn ich theoretisch die Möglichkeit hatte, sie jedes Wochenende zu besuchen, wusste ich, dass sie mir fehlen würden.

Sie alle würden mir fehlen, und doch war ich froh, in Zukunft den durchdringenden Blicken meiner Eltern ausweichen zu können. Den Blicken, in denen eine Million Sorgen steckten, obwohl sie sie nie aussprachen. Keinen Druck machten. Aber ihre stummen Fragen bohrten sich dennoch in mich hinein und drohten mich von innen zu zerfressen.

Wo willst du hin im Leben, Lucas? Was willst du mit deinem Leben anfangen, Lucas? Was tust du jetzt, wo du eine zweite Chance hast, Lucas?

Und das war genau das Problem. Ich hatte keinen blassen Schimmer. Ich wusste nicht, wohin mit mir und meinem verfluchten Leben. Es gab keinen Plan. Keinen Weg. Kein Ziel. Nichts, was mein Leben von seiner Belanglosigkeit befreite. Zumindest noch nicht.

Als Mum auch noch anfang, meine Socken aus dem Koffer in den Schubladen zu verstauen, entschied ich, der Sache ein Ende zu bereiten.

»Mum, das schaff ich schon. Ich find's super, dass ihr mich hergefahren habt, aber ich glaube, ihr solltet langsam den Rückweg antreten.« Ich nahm sie in die Arme, gab ihr einen Kuss auf die Wange und erstickte damit ihren Protest. Dad warf ich über ihre Schulter einen Hilfe suchenden Blick zu.

»Der Junge hat recht. Wir sollten ihm die Chance geben, sein neues Zuhause ohne zwei Mittvierziger im Schlepptau zu erkunden«, sprang mir mein Vater zur Seite.

Dad war vor dreißig Jahren selbst Schüler an der Avondale gewesen und schien zu wissen, was als Neuling auf mich zukam. Auch er schloss mich in eine Umarmung und klopfte mir auf die Schulter.

»Wir sind so stolz auf dich, Lucas. Du wirst eine fantastische Zeit haben, da bin ich sicher«, sagte Mum, während Dad sie liebevoll aus der Tür schob und mir zum Abschied zuwinkte.

Nachdem die beiden gegangen waren, räumte ich etwas verloren die restliche Kleidung in den winzigen Schrank. Skeptisch zog ich die Schuluniform heraus und stöhnte innerlich. Eine Krawatte in der Farbe von Himbeermarmelade baumelte über einem weißen Hemd mit dem Wappen der Academy auf der Brust. Dazu passend fand ich eine graue Hose und ebenfalls ein Himbeermarmeladen-Jackett. Seufzend hängte ich sie zurück auf die Kleiderstange. Eigentlich hatte ich gehofft, mich nach meinem Highschoolabschluss nicht mehr in so etwas hineinzwängen zu müssen. Immerhin passte meine Gitarre samt Koffer gerade so unter das Bett. Shampoo, Rasierer und Zahnbürste ließ ich achtlos auf dem Schreibtisch liegen. Das hatte Zeit bis später.

Mit Schwung warf ich mich aufs Bett und betrachtete die weiß gestrichene Zimmerdecke. Was mich wohl im kommenden Jahr erwarten würde? Ich

stöberte verträumt durch die Broschüren, die mir bei meiner Ankunft jemand in die Hand gedrückt hatte, konnte mich aber auf nichts richtig konzentrieren.

Plötzlich riss mich ein Geräusch aus meinen Tagträumen. Ich hörte, dass jemand den Schlüssel in die Eingangstür der Wohneinheit steckte und polternd die Tür öffnete.

»Man drehe die Musik auf und reiche mir ein Bier«, hallte eine mir sehr vertraute Stimme durch die Wohneinheit. Lachend stand ich auf und lief aus meinem Zimmer. Im Türrahmen lehnte ein braun gebrannter Junge, in dessen dunkelbraunem Haar eine Sonnenbrille steckte. Er trug ein lockeres weißes T-Shirt, eine rote Badehose und Badelatschen an den Füßen.

»Bist du sicher, dass dein Outfit dem vorgegebenen Dresscode entspricht?«, begrüßte ich lachend meinen besten Freund Aaron. »Das hier ist eine hoch seriöse Einrichtung. Nicht *Baywatch*.«

»Du kennst mich, Alter. An Dresscodes habe ich mich noch nie gehalten«, wandte er ein und schob seine Koffer ins Wohnzimmer.

»Du meinst, die Shepards haben nicht explizit darum gebeten, dass du in einem weißen Kleid auf ihrer Hochzeit erscheinst?«

»Ach, das hatte ich ohnehin nicht lange an.« Aaron zwinkerte mir verschwörerisch zu. Dann schmiss er sich mit einem Sprung auf das geordnete Sofa und streckte die Beine über die Lehne aus.

Aaron war wie ich in einer Kleinstadt in der Nähe aufgewachsen. Beide hatten wir die St. Benedict's Middle School besucht. Eine Schule, die sehr privat, sehr spießig und für sehr reiche Leute war. Aaron wiederum war zwar reich, aber auch laut, unangepasst und brach mehr als einmal die Regeln. Ich hatte ihn vom ersten Tag an gemocht und spätestens seit ich ihm ein falsches Alibi gegeben hatte, als er das Klo im Lehrerzimmer mit den Seiten des Klassenbuches verstopft hatte, vertrauten wir einander blind. Da er in Sachen Zukunft genauso viele Pläne hatte wie ich – nämlich gar keine –, kam uns das Vorbereitungsjahr an der Academy sehr gelegen.

Aaron stand vom Sofa auf und schlenderte auf unser Zimmer zu. »Hier lässt es sich doch aushalten«, sagte er mit Blick auf die Weite des Atlantiks. »Das wird ein großartiges Jahr, Lucas! Wir beide, Sonne, Strand, Surfen,

Partys und vor allem Frauen.« Er sah mich verschmitzt an und wackelte mit den Augenbrauen.

»Vergisst du da nicht etwas? Seminare, Lernen, Übungsinterviews? So viel Zeit für Partys und Flirten bleibt da bestimmt nicht«, stellte ich seine Pläne infrage.

»Okay. Regel Numero uno.« Aaron hob missbilligend einen Finger in die Höhe. »Wir gehen auf jede Party, die uns über den Weg läuft, und verbringen außerdem so viel Zeit wie möglich auf dem Brett.« Während er das sagte, tat er, als würde er bereits eine nicht existente Welle reiten.

»Das sind schon zwei Regeln, du Holzkopf«, bemerkte ich kopfschüttelnd, konnte aber nur grinsen.

Aarons Leben war seit jeher eine einzige Party. Er ließ keine Möglichkeit aus zu feiern und jettete dafür nicht selten in sämtliche Metropolen der Welt. Er hatte diese ganz bestimmte unbekümmerte Ausstrahlung, die Frauen auf der ganzen Welt anzog wie Motten das Licht. Ein Zustand, den er in vollen Zügen genoss.

Manch eine seiner meist überdurchschnittlich attraktiven Verehrerinnen erhoffte sich ohne Zweifel mehr. Eine echte Beziehung oder – und das galt für die meisten – Eintritt in die verlockende Welt des Reichtums und Glamours, die Aaron umgaben wie ein betörendes Parfum. Wer mit ihm gesehen wurde, hatte es schon mehr als einmal in die Boulevardblätter geschafft. Alle Hoffnungen mussten sie jedoch spätestens nach ein paar wenigen Nächten mit Aaron begraben. Mein bester Freund liebte sein Leben und die damit verbundene Freiheit, weshalb er den Frauen sofort ein Ticket nach Hause spendierte, sobald es ernst wurde.

»Was ist? Gehen wir jetzt an den Strand oder willst du den ganzen Sommer darin verbringen?« Aaron deutete vorwurfsvoll auf meine lange Stoffhose und das Polohemd. »Da draußen sind es mindestens achtunddreißig Grad«.

»Es sind höchstens zweiundzwanzig Grad und ich halte mich eben an den Dresscode«, verteidigte ich mein Outfit.

Aaron schlug sich stöhnend eine Hand vor die Stirn. »Jetzt komm schon,